



Schader Stiftung

Where no woman has gone before
Das neue Weltraumzeitalter - Zwischen Utopie
und Perspektivwechsel
16. Oktober 2023, Schader Forum, Darmstadt

Impulsvortrag von Natalja Schmidt, Verlagsleitung Belletristik, Knaur Verlag, München

Als ich ein Kind war, hatte ich einen Berufswunsch, den ich vermutlich mit sehr vielen Kindern teilte: Ich wollte Astronautin werden.

Dieser Wunsch wurde noch etwas konkreter, als ich in den 80er Jahren zum ersten Mal die Liste der Menschen sah, die bislang auf dem Mond waren - zwölf weiße Männer, allesamt US-Amerikaner.

Allgemein bot die frühe Raumfahrt für gesellschaftliche Utopien nur wenig Spielraum, auch wenn es natürlich außerhalb der Vereinigten Staaten ebenfalls das Bestreben gab, den Weltraum zu erkunden, und in der UdSSR mit Valentina Tereschkova auch einmal eine Kosmonautin ins All fliegen durfte.

Das neue Ziel meines zehnjährigen Star Trek-geschulten Ichs war es also, die erste Frau auf dem Mond zu werden.

Später habe ich mich dann für eine etwas weniger abenteuerliche Laufbahn im Verlagswesen entschieden. Aber manchmal, wenn ich auf Partys gefragt werde, wie lange ich mich schon für Science Fiction begeistere, erzähle ich diese Geschichte. Und vor nicht allzu langer Zeit antwortete mir mein Gesprächspartner darauf. "Well, it's never too late to live your dreams, also: Es ist nie zu spät, deine Träume zu verwirklichen".

Erst in diesem Moment wurde mir tatsächlich bewusst, dass sich bis heute nichts an der Liste der Menschen, die auf dem Mond waren, geändert hat - es sind immer noch die gleichen Bilder, die unsere kollektive Vorstellung davon prägen, wie Raumfahrer aussehen. Das können Sie auch selbst rasch überprüfen: Stellen Sie sich einfach kurz die Besatzung einer Space X- oder Dragon-Rakete vor.

Auch, wenn Flüge ins All oder die Raumstation ISS heute natürlich eine diversere Besatzung haben als die Mondmissionen in den 70er Jahren: Der Job, die erste Frau auf dem Mond zu werden, ist immer noch zu haben.

Wie eingangs gesagt, träumte natürlich nicht nur ich als Kind von der Erkundung des Weltalls, sondern viele Kinder mit mir - und natürlich nicht nur weiße Jungs, sondern Menschen aller Nationen, Hautfarben und Identitäten. Einige von diesen Träumer*innen haben ihren Visionen später in Science Fiction-Erzählungen Ausdruck verliehen.

In ihrer Darstellung der Zukunft fließt dabei natürlich immer die Wahrnehmung der Gegenwart ein; heutige Probleme werden in einen neuen Kontext übertragen. Die Dystopie geht davon aus, dass sich bestehende Konflikte durch neue Parameter verschärfen; die Utopie, dass sie durch die Mittel einer weiterentwickelten Gesellschaft gelöst werden können.

Einige der spannendsten Stimmen in der deutschsprachigen und internationalen Science Fiction waren und sind dabei Autor*innen, die Geschichten entwickeln, die sich weit abseits von der Heldenerzählung des jungen weißen Eroberers bewegen, der im Kampf gegen grausame Aliens den Weltraum kolonisiert.

Autor*innen mit Rassismuserfahrungen wie Octavia E. Butler stellen in ihren Romanen Fragen nach Diskriminierungsmechanismen und struktureller Unterdrückung. In Butlers "Xenogenesis"-Trilogie trifft die Menschheit auf eine Alienrasse, die nicht nur über drei Geschlechter verfügt, sondern auch über weit überlegenes Wissen in der Genetik. Die Menschen wirken aus Sicht der Aliens rückschrittlich und unfähig, sich aus eigener Kraft zu verändern - eine Parabel auf die Schwierigkeiten heutiger Gesellschaften, bestehende Hierarchien, die sich aus sexueller Identität oder Hautfarbe ergeben, zu hinterfragen und abzulösen.

Ursula K. LeGuin, wohl eine der bekanntesten Vertreter*innen des Science-Fiction-Genres, lässt in "Die linke Hand der Dunkelheit" ihren männlichen, menschlichen Protagonisten in einer Welt landen, deren Bewohner ihr Geschlecht zeitweise frei wählen können, mit allen daraus erwachsenen Konsequenzen. Der 1969 erschienene Roman hat bis heute in der Diskussion von Machtstrukturen, die sich aus normativen zwischenmenschlichen Beziehungen speisen, kaum etwas von seiner Aktualität verloren.

Die Trisolaris-Trilogie des chinesischen Schriftstellers Liu Cixin hat eine politisch-historische Dimension, in der die spezifische Erfahrung der chinesischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in die Vorstellung von einer Begegnung zwischen Menschen und Aliens einfließt. In Lius Romanen kann sich unsere Welt nur als Kollektiv der Frage "Wohin soll die Menschheit von hier aus gehen?" stellen.

Auch die "Afrofuturismus" genannte literarische Strömung, der zum Beispiel Autor*innen wie N.K. Jemisin und Nnedi Okorafor angehören, macht im Vergleich zu

westlich geprägten Space-Operas einige fundamentale Unterschiede: Es geht nicht darum, weiße Protagonist*innen mit schwarzen Figuren zu ersetzen, aber ansonsten die gängigen Erzählmuster beizubehalten, sondern um spezifische Zukunftsvisionen davon, was es braucht, um freiere und gleichberechtigtere Gesellschaften zu schaffen. Deshalb sind Aliens im Afrofuturismus oft auch nicht die grausamen Antagonisten, die es auf der Reise zu neuen Planeten aus dem Weg zu räumen gilt, sondern denkende und fühlende Mitkreaturen, mit denen eine Verständigung nicht nur möglich, sondern überlebensnotwendig ist. Es geht hier nicht um Black Star Wars, sondern um ganz eigenständige gesellschaftliche Utopien: Black to the Future.

Ein anderes, sehr erfolgreiches Beispiel außerhalb des Afrofuturismus für diese neuen utopischen Entwürfe ist Becky Chambers, in deren hochgelobter und vielfach ausgezeichnete "Wayfarer"-Reihe im Mikrokosmos eines Raumschiffs verschiedene Menschen und Aliens mit ganz verschiedenen Lebensentwürfen und sexuellen und geschlechtlichen Identitäten aufeinandertreffen. In ihren Romanen gelingt es Chambers nicht nur, eine hochunterhaltsame Geschichte zu erzählen, sondern auch Kompromissfähigkeit, Toleranz und Neugier als Schlüssel zu friedlicher Koexistenz darzustellen.

Es lässt sich einfach feststellen, dass die mediale Bearbeitung der Erschließung des Weltraums gedanklich schon viel weiter ist, als die realen Bemühungen. Während Elon Musk, Jeff Bezos und Mark Zuckerberg die Raumfahrt noch mit dem zweifelhaften Charme eines selbstverliebten Männerbundes präsentieren, wird in Büchern, Filmen und Serien längst ein ganz anderes Bild gezeigt.

In der Neuverfilmung des Klassikers "Foundation" von Isaac Asimov wurde zwar die Storyline des langsamen Niedergangs eines galaktischen Imperiums aufgegriffen, Asimovs sehr homogene Figurenensemble jedoch fast komplett mit einem diversen Cast besetzt. Interessanterweise ändert das nicht nur die Dynamik der Figuren, sondern auch die der ganzen Erzählung.

Und an Bord der Star-Trek- Raumschiffe "Discovery" und "Enterprise" gehen den Offizier*innen Neo-Pronomen mittlerweile ebenso leicht von der Zunge wie früher Commander Riker ölige Komplimente.

Nun ist es natürlich so, dass es naiv wäre, literarische und andere mediale Vorbilder einfach auf die jetzige Situation der Weltraumforschung übertragen zu wollen - frei nach dem Motto "schickt einfach diversere Astronaut*innen ins All, dann wird schon alles besser werden" zu agieren, wäre gedanklich einfach zu kurz gesprungen.

Diejenigen, die tatsächlich an Bord von Raketen aufbrechen, sind ja nur ein kleiner, wenn auch der sichtbarste Teil von Weltraummissionen. Hinter jedem Raumflug steht jedoch ein riesiger Apparat aus Forschung, Technik und Industrie, was dazu führt, dass zumeist ökonomische Zwänge dominieren, was in der Raumfahrt möglich ist und gemacht wird.

Wenn sich aber die Teilhabe auf all diesen Ebenen verändert, wenn wir kritisch hinterfragen, wer eigentlich alles an dem Abenteuer Weltraumforschung beteiligt sein soll, dann ändert sich vielleicht auch die Perspektive darauf, wie wir den Weg ins All gestalten und was wir dort erreichen wollen.

Es bleibt also zu wünschen, dass die literarischen Visionen einer besseren, gerechteren Zukunft uns inspirieren, unsere Vorstellung von dem, was wir uns von einer Marsmission, einer Mondkolonie oder von einem Generationenschiff versprechen, zu überdenken, und die Verantwortung für das Morgen nicht allein in die Hände von Technokraten, sondern auch von Träumer*innen zu legen.

Auch wenn ich mich sicher nur noch mit einem guten Science Fiction in der Hand vom Sofa aus in den Weltraum aufmachen werde, so bleibt die Hoffnung, dass die nächste, die übernächste Generation von Pionier*innen die Vision einer besseren und gerechteren Zukunft mit sich nimmt - wenn sie aufbricht:

"To boldly go where no woman has gone before"